

# Der junge Sailer

von

Georg Schwaiger

*Eine Kindheit in Aresing*

Mitten im weiten Tal der Weilach liegt das Pfarrdorf Aresing, eine gute Wegstunde südlich der Stadt Schrobenhausen<sup>1</sup>. Seit Jahrhunderten hat sich das umgebende sanfte Hügelland wohl wenig verändert. Die Felder überwiegen, im Talgrund breiten sich Wiesen hin, und auf den Hügeln haben sich kleine Waldstücke gehalten. In diesem altbayerischen Bauernland überwiegen Höfe mittlerer Größe. Sie haben ihren fleißigen, anspruchslosen Inwohnern zwar keinen Reichtum gebracht, doch ein bescheidenes Auskommen gegeben. Um die Kirchen scharen sich die alten Pfarrdörfer, auch kleinere Ortschaften. Das breit an der Weilach hingelagerte Aresing mochte sich seit Sainers Jugend noch kaum verändert haben, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der junge Franz Lenbach gern hier malte, kantige Bauern, Buben in zerrissenen Hosen und die offene Dorfstraße mit dem Haus „zum krumpen Schuster“ am Ende — Sainers bescheidenes Geburtshaus. Aus Aresing stammt Lenbachs „Hirtenknabe“ in der Münchener Schackgalerie, ein Bild von zeitloser Schönheit, das wohl heute noch jeden, der zu schauen versteht, in ein Land geheimer Sehnsucht entrückt<sup>2</sup>. Aber der dörfliche Alltag in Sainers Jugendjahren war karg, freilich stets überstrahlt von einer tröstenden Geborgenheit im kirchlichen Leben. Zum Markt und zu größeren Einkäufen ging man in der alten Zeit nach Schrobenhausen und Aichach, zu feierlichen Kirchenfesten und den herkömmlichen Wallfahrtstagen zu den Benediktinern nach Scheyern mit dem weitberühmten Heiligen Kreuz, wohl auch einmal zu den Benediktinerinnen nach Kühbach, zu den Birgitten nach Altomünster, zu Unserer Lieben Frau nach Beinberg und Maria Birnbaum, und in allen Nöten um das liebe Vieh zum heiligen Leonhard nach Inchenhofen.

<sup>1</sup> Abkürzungen der benützten Quellen: Johann Michael Sailer. Leben und Briefe. Herausgegeben von Hubert Schiel. Band I: Leben und Persönlichkeit in Selbstzeugnissen, Gesprächen und Erinnerungen der Zeitgenossen, Regensburg 1948 (= Schiel I). Band II: Johann Michael Sailer. Briefe, Regensburg 1952 (= Schiel II). — Johann Michael Sailer's sämtliche Werke, unter Anleitung des Verfassers herausgegeben von Joseph Widmer, Domkapitular und Professor der Theologie in Luzern. 40 Bände, Sulzbach 1830—1841, Supplementband 1855 (= SW). — Ein vollständiges Verzeichnis des *Schrifttums von Sailer* bei Schiel II 641—665, des *Schrifttums über Sailer* bis 1952 bei Schiel II 666—680. *Neuestes Schrifttum* bei G. Schwaiger, Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater, München-Zürich 1982, und in den Beiträgen dieses Bandes.

<sup>2</sup> H. Mayr, Bayrische Wanderschaft, München 1916, 24—26. — S. Mehl, Franz von Lenbach. Leben und Werk. Diss. München 1972. — S. Wichmann, Franz von Lenbach und seine Zeit, Köln 1973. — Neue Pinakothek München. Katalog. Hrsg. v. d. bayerischen Staatsgemäldesammlungen, München 1981, 193—197.

In diesem Kerngebiet der Pfalzgrafen von Wittelsbach, wo die Bistümer Augsburg und Freising aneinanderstießen, saßen durch alle Jahrhunderte, in denen uns Schriftstücke vom bäuerlichen Leben künden, die Sailer auf ihren Höfen in Weilenschbach, Weilach, Labersberg, Gerolsbach und Schrobenhausen, angesehene, geachtete Leute, die zuweilen einen besonders talentierten Sohn zum Studieren schickten, was ganz selbstverständlich Geistlichwerden bedeutet hat. Für die weitschichtige Freundschaft, die ganze Verwandtschaft im Aichacher Land, war das eine Freude und hohe Ehre.

Am Ende des Dreißigjährigen Krieges wirtschaftete ein Peter Sailer den Peterbauernhof zu Gachenbach in der Pfarrei Weilach in vierzigjähriger Mühsal wieder in die Höhe. Sein Enkel Jakob Sailer übernahm 1714 den stattlichen Hof, schloß im selben Jahr die Ehe mit der ehrsamem Jungfrau Magdalena Schneiderin von Kiemertshofen, die schon nach vierzehn Jahren starb und ihrem Ehemann fünf unmündige Kinder zurückließ, als ältesten den Andreas mit zwölf Jahren, den Vater des späteren Bischofs von Regensburg. Als Jakob Sailer schon 1731 starb, konnte der Hof nicht mehr gehalten werden. Wer die alte bäuerliche Welt noch kennt, wird sich leicht vorstellen können, was es für den jungen Andreas Sailer bedeutet hat, daß er nun vom Hof gehen und das Schusterhandwerk lernen mußte. Am 26. November 1739 heiratete Andreas Sailer die Schneiderswitwe Maria Rieger geb. Reisner in Aresing — mit den beiden noch unversorgten Kindern aus erster Ehe, Jakob und Helene. Das Anwesen, zu dem ein Haus, ein Garten und drei kleine Äcker gehörten, war recht bescheiden, auch wenn der fleißige Schuster einige Grundstücke dazukaufen konnte. Man konnte nur eine Kuh mit dem jährlichen Kalb halten. Die zweite Ehe der Mutter Bischof Sailers war mit vier Kindern gesegnet: Maria Anna, Johannes, Andreas und Johann Michael, der 1751 als viertes und letztes Kind der Schusterseheleute in Aresing geboren wurde. Die Eltern haben den Aufstieg ihres großen Sohnes nicht mehr erlebt. Die Mutter starb bereits 1765, der Vater 1769, kurz nach seiner zweiten Verehelichung<sup>3</sup>. Johann Michael Sailer befand sich damals in den letzten Gymnasialklassen. Er selber zeichnet in der Rückschau sein bescheidenes Elternhaus, seine fleißigen, tieferreligiösen Eltern, seine Kindheit in der Geborgenheit einer christlichen Familie: „Johann Michael Sailer ward am 17. November 1751 im Dorfe Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern geboren von Eltern, die mehr durch Gottesfurcht und Rechtschaffenheit als durch Besitz zeitlicher Güter namhaft geworden sind. Wenn das Sein für die erste, und die Abkunft von frommen Eltern für die erste und höchste Gnade angesehen werden kann, so muß Sailer diese erste und höchste Wohltat in seinem Dasein dankbar anerkennen. Es gilt von seinen beiden Eltern, was er in der ‚Erziehung für Erzieher‘ von seiner Mutter geschrieben hat: ‚Dank dir, geliebteste Mutter! Ewig bleib ich dein Schuldner. So oft mir dein Blick, deine Gebärde, dein Wandeln vor mir, dein Leiden, dein Schweigen, dein Gebet, dein Arbeiten, deine segnende Hand, dein stilles stetes Gebet ins Auge trat von den frühesten Jahren an, ward das ewige Leben, das Gefühl für Religion mir gleichsam neu eingeboren, und dies Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengesetztes Beispiel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde töten. Es lebt noch in mir, dies ewige Leben, ob du gleich schon vor mehr als vierzig Jahren das Zeitliche verlassen hast“<sup>4</sup>.

<sup>3</sup> Schiel I 15 f.

<sup>4</sup> Johann Michael Sailers kurzgefaßte Biographie, geschrieben im Jahre 1819. SW 39, 257—276, hier 259 f.

Zu den seltenen, glücklichen Mitgaben der Natur, von den Eltern her, rechnete Sailer auch sein Unvermögen, zu hassen und zu hadern, so daß er gelegentlich lächelnd bekennen konnte: „Ich will mich lieber unschuldig zehn Jahre lästern lassen, als einen Tag auf die Verteidigung meiner Unschuld verwenden. Das erlittene Unrecht vergessen, ist bei mir keine Tugend; denn das Behalten desselben schafft Unruhe, und mir ist die Ruhe des Gemütes so lieb, daß ich ohne sie nicht leben mag“<sup>5</sup>.

„Schon als Knabe von fünf Jahren lehrte ihn seine Mutter aus dem Herzen beten, und wenn der Vater vor und nach Tische als Haupt der Familie vorbetete, so fühlte es der Sohn in seiner Seele, was der Vater aus der seinen gesprochen hatte. Bei Tische mußte er als der jüngste Sohn und als zartestes Augenmerk seiner Eltern zwischen Vater und Mutter sitzen. So oft das Mahl zu Ende war, reinigte der Vater zuerst seinen Eßlöffel am Tischtuch, sprach dann ganz andächtig: ‚Wenn doch alle Welt so genug hätte wie ich‘, und sogleich vom Tische aufstehend, stimmte er sein ‚Himmlischer Vater, wir danken dir für Speise und Trank‘ freudig an, daß es dem Sohne oft zumute war, als wäre er in einer Kirche gewesen, wenn er vom Tische ging. Wenn die Mutter Flachs oder Hanf spann, so erzählte sie ihm am liebsten von dem Erlöser und dem ewigen Leben. Der Vater, auf seinem Arbeitsstuhle sitzend, redete mit ihm von der Vorsehung und der Furcht des Herrn. Beide lehrten ihn das Beste kennen durch wenig Worte und viel Eindrücke, beide warnten ihn vor jedem Hauche des Bösen dadurch, daß sie ihm nur Gutes vormachten“<sup>6</sup>.

Sailer zeichnet hier das Bild einer Kleinbauern- und Handwerkerfamilie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Dieses Bild hat sich in ländlichen Gegenden noch tief ins 20. Jahrhundert herein nur wenig verändert erhalten. Echte, lebendige Frömmigkeit sind der tragende Grund und der Rahmen des Tagesablaufs. Die Religion wird erfahren, in der Familie und im Kirchenjahr des dörflichen Lebens. Es ist selbstverständlich, daß alle Dorfbewohner, soweit sie nicht durch Alter und Krankheit gehindert sind, am religiösen Leben Anteil nehmen. Sailer hat seinen Eltern stets ein dankbares Andenken bewahrt. Als Professor der Universität Landshut blickt er in einem Brief noch einmal auf seine allzu früh verstorbene Mutter zurück: „Ich habe meine Mutter vor sechsunddreißig Jahren verloren und noch immer trag ich ihr Bild in meiner Seele . . . Sie liebte mich; denn sie war meine Mutter. In der Nacht ihres Todes ging ihr Schattenbild vor meinem Blicke vorüber; und noch jetzt — erscheint mir ihr holdes Mutterauge recht oft, wenn mich ein Nachbar lästert oder ein anderes Leiden mich drängt. Sie lebt in meinem Herzen, lebt in dem Bilde ihres Lebens, das noch fortwirkt — und lebt im Lande der Vollendung. Diese dreifache Unsterblichkeit gönne ich ihr gerne. — Sie hat mich frühe die Furcht des Herrn mit ihrem frommen Blicke, mit ihrer tragenden Liebe gelehrt. Sie gebar in mich hinein das zweite, bessere Leben. In ihrem gottsuchenden Antlitze las ich den ersten Beweis des ewigen Lebens, in ihrem leiblichen Tode den zweiten. Ich werde sie wiedersehen, denn die Liebe ist ewig in Gott. Ob ich sie mit Blicken der Zeit oder mit Blicken der Ewigkeit sehen werde, weiß mein Herz nicht — Menschenherzen glauben, hoffen, lieben; nur das ist ihre ganze Wissenschaft . . . Ich sehe meine Mutter wieder“<sup>7</sup>.

<sup>5</sup> SW 39, 260.

<sup>6</sup> SW 39, 260 f.

<sup>7</sup> „An meinen treuen Hold“ (Alexander Graf von Westerholt, 1765—1827. Schiel II 636). SW 12, 450 f.

Als die Mutter starb, war Hansmichel Sailer, wie man ihn in der Familie und im Dorfe nannte, noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt. Er studierte in dieser Zeit schon im vierten Jahr am Jesuitengymnasium in München. Der Schullehrer von Aresing, Bernhard Seitz, der später Sailers ältere Schwester Marianne heiratete, war auf die Begabung des Schusterbuben aufmerksam geworden und sagte oft zum Vater: „Schuster, schad ist's, wenn Euer Bub nicht studiert; er hat einen rechten Kopf.“ Der Vater hatte aber erhebliche Bedenken. „Ich habe meiner Lebtag gehört“, sagte er, „daß das Studieren ein langsames und ungewisses Handwerk ist und obendrein das allerteuerste. Wie soll ich armer Schuster meinen Buben zehn bis zwölf Jahre unterhalten können? Ein Handwerk will ich ihn lernen lassen. Das kostet doch nicht gar soviel“<sup>8</sup>.

Trotz dieser vorläufigen Bedenken des Vaters begann der Lehrer bereits damit, dem Hansmichel die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beizubringen, mit so erfreulichen Fortschritten, daß dieser bald am Lateinunterricht teilnehmen durfte, den der Kaplan einem anderen Dorfbuben zur Vorbereitung des Übertritts in ein Gymnasium erteilte. Bald wurden dem besorgten Vater neue Vorstellungen gemacht, daß es schad wäre, einen so begabten, fleißigen und gutgearteten Buben nur die Kuh hüten zu lassen und gelegentlich mit etlichen geflickten Schuhen nach Schrobenhausen zu schicken. Noch bestand in Bayern keine allgemeine Schulpflicht. Die Volksschulen vermittelten den Kindern das Lesen, Schreiben und Rechnen, vor allem aber die Grundkenntnisse der kirchlichen Glaubenslehren und der Biblischen Geschichte. Die Bedenken des Vaters konnten erst überwunden werden, als dem Lehrer und dem Kaplan der wackere Zimmermeister Rieger von Aresing mit kräftigem Zuspruch zur Seite trat. Der Zimmermann konnte den Schuster schließlich überzeugen: „Ich bin nicht reicher als du, und doch studiert mein Sohn in München schon die sechste Schule. Meister Schuster, künftige Ostern geht ihr, du und dein Sohn, mit nach München: da muß er ein Student werden; das Leben gibt der gute Gott, das Futter die guten Menschen.“ Nun fand sich der Schuster allmählich bereit, seinen Hansmichel studieren und einen geistlichen Herrn werden zu lassen<sup>9</sup>.

Als alter Mann erzählte Sailer, nun im hohen Kirchenamt zu Regensburg, seinem Sekretär Melchior von Diepenbrock, wie es zu diesem Entschluß und schließlich am 8. April 1762, am Gründonnerstag, zum Abschied kam: „Der Grüne Donnerstag ward zur Abreise bestimmt. Meine Mutter, die damals schon kränklich war, richtete meinen Anzug zusammen, und da sie mir weiter nichts mitzugeben hatte, backte sie mir am Vorabend einen Kreckzen (Körbchen) voll Küchel. Am anderen Morgen wohnten wir dem Gottesdienst bei. Ich betete sehr andächtig, nahm darauf Abschied von der gerührten Mutter, und dann machten sich mein Vater und der Zimmermann mit mir auf den Weg. Unterwegs setzte dieser ihm mit beredter Weisheit seine Pläne und Hoffnungen näher auseinander, um des Vaters Besorgnis zu beschwichtigen, während ich frohen Mutes mit meinem Körblein am Arm nebenhersprang, unbekümmert um das, was da kommen möchte. Seinen Hauptcoup verschieg er aber, bis wir nach einer Stunde Weges an das Jägerhaus zu Oberweilbach kamen. ‚Meister Schuster‘, sagte er plötzlich stillstehend, ‚kommt mit mir, hier kaufen wir ein paar Schnepfen; die müssen uns helfen zu unserem Vorhaben.‘ Wir traten ins Haus; zwei Schnepfen wurden für 45 Kreuzer gekauft und

<sup>8</sup> Sailer (aufgezeichnet von Diepenbrock). Schiel I 18 f.

<sup>9</sup> Sailer (aufgezeichnet von Diepenbrock). Schiel I 19.

mir in mein Körbchen gelegt, und so ging's guten Muts weiter. Nun erklärte der kluge Zimmermann dem Vater seine Absicht mit den Schnepfen. „Die Schnepfen“, sagte er, „schenkt Ihr dem Schulmeister, wenn Ihr ihm den Hansmichel übergebt; so ein kleines Geschenk macht die Leute immer williger.“ Der Zimmermann sollte recht behalten. Die drei Wanderer gingen selbstverständlich auf der alten Landstraße, die von Schrobenhausen über Aresing, Indersdorf und Dachau führt. Sie übernachteten in Niederroth bei Indersdorf, brachen am Karfreitagmorgen in aller Frühe auf und kamen um 10 Uhr nach München, damals noch von den Mauern, Toren und Befestigungswerken umschlossen, überragt von den mächtigen Türmen der Frauenkirche und den vielen Türmen der Gotteshäuser, der Stifte und Klöster <sup>10</sup>.

Der erste Eindruck der Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstentums Bayern auf den elfjährigen Dorfjungen war überwältigend und beklemmend zugleich: „Ich hatte noch nie eine Stadt gesehen, war auch nie weiter von Haus gekommen als in den nahen Markt Schrobenhausen, wohin ich die Schuhe, die mein Vater gemacht hatte, tragen mußte. Der Anblick der ausgedehnten turmreichen Stadt machte daher einen gewaltigen Eindruck auf mich. Als wir aber zum Tore kamen und ich die finstern, von schwarzen Häusern beengten Straßen sah — damals war München noch in seiner altertümlichen Gestalt, die man seit den neueren Verschönerungen nur im Kern der Stadt noch findet —, da ward es mir, der ich an die offenen, überall in die freie Natur hinauslaufenden Dorfgassen gewohnt war, ganz eng ums Herz.“ Der Zimmermann führte die beiden Sailer in die Wohnung seines studierenden Sohnes und erklärte ihm: „Hier bring ich dir einen jungen Landsmann, des Schusters Hansmichel, der auch studieren soll. Du mußt einstweilen Kost und Wohnung mit ihm teilen.“ Der junge Rieger war gern einverstanden <sup>11</sup>. Man stärkte sich ein wenig, dann führte der Zimmermann Vater und Sohn Sailer zum Schullehrer Johann Traunsteiner, der damals der Vorbereitungsschule für das Gymnasium vorstand. „Herr Schulmeister“, sprach Sailer Vater, „hier bringe ich Euch meinen Hansmichel; Ihr müßt sein zweiter Vater sein und ihn zum Famulus bei einem Sohn reicher Eltern machen. Dafür verehrte ich Euch diese zwei Schnepfen, und mein Weib wird für die Frau Schulmeisterin drei Kolben Flachs nachschicken.“ Der Lehrer erklärte sich mit freundlichen Worten zur Hilfe bereit, der Zimmermann freute sich über seinen klugen Rat und Meister Andreas Sailer ging, „nachdem er dem Sohne neben einem Reichtum väterlicher Ermahnungen 45 Kreuzer an Geld zurückgelassen hatte, mit seinem Anführer getrost nach Aresing, der Sohn in die Schule“ <sup>12</sup>.

Die Schnepfengeschichte hat Sailer später gern erzählt. Wenn seine Freunde ihm aus Zufall oder Absicht Schnepfen vorsetzten, pflegte er zu sagen: Jetzt wird das Mahl für mich liturgisch; denn Gott hat mich durch zwei Schnepfen zu dem gemacht, was ich bin. Einer der späteren Freunde der Lehrjahre in Dillingen, der vortreffliche Benediktiner Beda Mayr aus Heilig-Kreuz in Donauwörth, ließ ihm ein Siegel stechen, das zwei Schnepfen darstellte, mit der Umschrift: „Unter Gottes Leitung“ <sup>13</sup>. Und zwei in Stein genaue Schnepfen an Sailer's Grabmahl im Dom zu Regensburg erinnern noch heute an diese Geschichte vom Frühjahr 1762.

<sup>10</sup> Sailer (aufgezeichnet von Diepenbrock). Schiel I 19 f., 22.

<sup>11</sup> Sailer (aufgezeichnet von Diepenbrock). Schiel I 22.

<sup>12</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 262.

<sup>13</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 266 f. Dazu Anton Daetzel, Sailer's Mit-Novize in Landsberg. Schiel I 29 f.

### *Am Jesuitengymnasium in München*

Als Hansmichel Sailer am Karfreitag 1762 nach München kam, trug Bayern unter der menschenfreundlichen Regierung des Kurfürsten Max III. Joseph (1745—1777) noch das „geistliche Gesicht“ der alten Landesverfassung, wenn sich auch schon die Züge einer neuen, aufgeklärten Geistigkeit deutlicher abzuzeichnen begannen<sup>14</sup>. Vom April 1762 bis zum September 1770 erhielt der junge Sailer nun seine gymnasiale Ausbildung, zunächst in der üblichen Vorschule (Principia), seit 1765 in den eigentlichen Klassen des Jesuitengymnasiums im Kolleggebäude an der Michaelskirche. Im Mittelpunkt des Unterrichts stand die lateinische Sprache mit dem Ziel, nicht nur die antiken Klassiker mühelos lesen und übersetzen zu können, sondern auch Latein als eine Art zweiter Muttersprache in Wort und Schrift, bis ins Versemachen hinein, vollkommen zu beherrschen. Den klassischen Lese- und Übungstoff boten Cornelius Nepos, Cicero, Ovid, Livius, Caesar, Sallust, Martial, Vergils Aeneis und die Oden des Horaz. Daneben wurde auch Griechisch gelehrt und an der Lektüre der Apostelgeschichte des Neuen Testaments eingeübt. Hinter dem beherrschenden Übergewicht der lateinischen Sprache traten die anderen Fächer merklich zurück. Der Geschichtsunterricht vermittelte einen Überblick über die römische Kaisergeschichte und die deutsche Geschichte. Erdkunde wurde in Grundzügen gelernt, ausgerichtet an den Ländern Europas und der ganzen Erde. Im Religionsunterricht benützte man den lateinischen Katechismus des Petrus Canisius. Die Kirchengeschichte bestand vorwiegend in einprägsamen Exempeln zum Erweis der Wahrheit des katholischen Christentums<sup>15</sup>. Ein Zug der neuen Zeit wird aber im Unterricht der späten Jesuitenschule in München doch erkennbar: Die deutsche Sprache wird von einzelnen Lehrern stärker berücksichtigt, und einer der jungen Jesuitenprofessoren, der Schweizer Joseph Zimmermann, macht seine Schüler auch mit Klopstocks „Messias“ vertraut. Einem so begabten, wissenshungrigen Schüler wie dem jungen Sailer tat sich hier eine bemerkenswerte geistige Weite auf, in der lebendige Frömmigkeit sich mit der Gestalt des Wahren, Guten und Schönen noch ungetrübt verband. Sailer selbst sprach in späteren Jahren mit aller Achtung und Dankbarkeit von seiner Bildungszeit in München und von seinen Lehrern. Seine Schilderung vermittelt einen lebendigen Eindruck seiner Gymnasialjahre: „In den sechs Gymnasialschulen hatte er vortreffliche Lehrer: Magister Bayr aus Bayern, Franz Zallinger aus Tirol und Joseph Zimmermann aus der Schweiz. Die Liebe für Kunst und Wissenschaft hatte ihn schon zur Zeit, als er noch bei Traunsteiner an den Elementen käuete, so gewaltig ergriffen, daß er von seiner Wohnung auf der Hundskugel bis zur Münze hinab, wo er den Sohn des Münzwardeins abholen und in die Schule hin- und zurückführen mußte, und von der Münze zurück nach der Hundskugel gehend, stets an einer Komposition arbeitete und sich nicht erwehren konnte, auf den Gassen und Straßen einen Blick in ein Buch zu tun, um sich Stoff zu einer Komposition zu schaffen. Die Poesie und die Rede-

<sup>14</sup> M. Doeberl, *Entwicklungsgeschichte Bayerns II*<sup>3</sup>, München 1928, 290—335. — L. Hammermayer, in: *Handbuch der bayerischen Geschichte*, hrsg. v. M. Spindler, II<sup>2</sup>, München 1977, 983—1102. — F. Prinz, Max III. Joseph — Ein glanzloser bayerischer Kurfürst? In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 41 (1978) 595—606. — G. Schwaiger, *Die kirchlich-religiöse Entwicklung in Bayern zwischen Aufklärung und katholischer Erneuerung*, in: *Wittelsbach und Bayern III/1: Krone und Verfassung*, hrsg. v. H. Glaser, München-Zürich 1980, 121—145 (mit Lit.).

<sup>15</sup> Vgl. Schiel I 21 f.

kunst besonders gewann er so lieb, daß er bis in die tiefe Nacht in Cicero und Vergil las, und unzählige Male fand es sich beim Erwachen, daß er über Cicero eingeschlafen sein mußte, weil das Talglicht in seinem eisernen Leuchter ausgebrannt war und Cicero dem Erwachenden auf der Brust lag. Besonders rühmte er Zimmermanns Talent und Fleiß. Täglich, eine halbe Stunde vor Anfang der Schule, kam der fleißige Lehrer in den Hörsaal und las den fähigeren Knaben, die auf seine Einladung schon da waren, aus guten Schriften vor. Danach fragte er die Horschenden, ob und warum das Gelesene schön, klassisch usw. sei, ließ sie die versteckten Schönheiten auffinden usw. Eben dieser Zimmermann war es, der seine Zuhörer mit den ersten Gesängen von Klopstocks Messias, die damals erschienen sind, vertraut machte. Er ist es, dem Sailer die Erstlinge seiner Bildung und wohl auch den freundlichen Sinn für Helvetia und ihre Bewohner, der sich nachmals ganz besonders bei ihm entwickelte, verdankt. Der Wetteifer, einander an Wissenschaft zu übertreffen, war damals in den Studierenden so groß, daß, wenn am Ende des Schuljahres in Gegenwart des ganzen Hofes nach beendigtem Schauspiele die Preise verteilt wurden und die Stimme sich erhob: In Rhetorica primum ex oratione, die Aufmerksamkeit in dem ganzen Amphitheater und die Erwartung, wer doch der sein müsse, der den ersten Preis erhalte, so groß, so gespannt war, als wenn die Nation die Nachricht von dem Ausgange einer entscheidenden Schlacht zu vernehmen hätte.“ Sailer rühmt den Sinn für Bescheidenheit, Scham und Religiosität der Gymnasialschüler. „Nicht nur wohnten sie in Gegenwart aller ihrer Lehrer täglich dem öffentlichen Gottesdienste in stiller Andacht und mit geziemender Gebärde bei, sondern die meisten Studierenden besuchten abends in kleinen Abteilungen zu vier bis fünf aus eigenem Antriebe und nach Eingebung ihrer Privatandacht mehrere Kirchen und schlossen den Tag mit Gebet. Nach der Schule führten die Magister ihre Zöglinge jedesmal in die Jesuitenkirche, so wie die Schule selber mit einem Gebete geöffnet und mit einem Gebete geschlossen werden mußte. Der Religionsunterricht ward überdem nicht nur zu besonderen Stunden gehalten, sondern in die Erklärung der klassischen Schriften und alle andern Schulhandlungen verwebt und besonders durch das Bildnis der Religiosität, das in den Lehrern erglänzte, gar sehr verstärkt. Da die Studierenden an ihren Führern die Religion mit Augen sahen, so konnten sie den Unterricht von der Religion, dem sie aufhorchten, leicht verstehen. In diese Zeit fiel Sailers Jugend“<sup>16</sup>.

Der junge Sailer gehörte stets zu den Besten seiner Klasse und erhielt jedes Jahr einen oder mehrere Preise. Die Auszeichnungen bestanden jeweils in einem schön gebundenen Buch und in einem Geldgeschenk von einigen Gulden — für einen armen Schüler bereits ein großer Reichtum! Sailer gehörte zu den zahlreichen armen Schülern. Die äußeren Bedingungen waren so bescheiden, daß dies jungen Menschen der Gegenwart kaum verständlich erscheinen mag. „Die ersten vierzehn Tage ließ ihn sein Landsmann Rieger aus einem irdenen Topfe mit zwei Handhaben, in dem er täglich seine Kost von der Freigebigkeit guter Menschen zusammenholte, mit sich essen. Sailer hatte am Lernen die größte Freude und, da jener Topf ihn täglich nährte, keinen Mangel.“ Vierzehn Tage nach Schulbeginn kam der junge Oecker, Sohn des kurfürstlichen General- und Spezialmünzwardeins Joseph von Oecker, zum Lehrer Traunsteiner und erbat sich im Auftrag des Vaters einen Famulus (Helfer und Begleiter) aus den ärmsten Schülern. Als Gegengabe sollte dieser Schüler in der Familie täglich die Mittagkost erhalten und am Privatunterricht

<sup>16</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 262—265.

des Sohnes teilnehmen dürfen. Jetzt taten die beiden Schnepfen ihre Wirkung, und Sailer wurde für sechseinhalb Jahre von der Familie Oecker unterstützt. Als er im Herbst 1769 aus diesem Dienst entlassen wurde, weil die sparsame Hausfrau nun einen Famulus nicht mehr für nötig hielt, drückte ihm der Münzwardein zwei Dukaten in die Hand und sagte: „Wenn du Mangel hast, so komm zu mir, ich verlasse dich nicht.“ Ein Topf mit zwei Handhaben stand dem Achtzehnjährigen nicht zur Verfügung, wohl aber erhielt er künftig durch aufmerksame Vermittlung eines Mitschülers einen freien Mittagstisch im Haus des Landschaftskanzlers. Die Abendkost durfte er mit zwei anderen armen Schülern im Seminar der Jesuiten einnehmen<sup>17</sup>.

Unter seinen Geschwistern verband Sailer eine besonders innige Liebe mit seiner um neun Jahre älteren Schwester Marianne. Schon am Pfingstfest 1762, sieben Wochen nach dem Abschied ihres Bruders in Aresing, lief sie die zwölf Stunden bis München und brachte dem Hansmichel „Vatergrüße und Mutterbrot und ihr Schwesterherz mit“<sup>18</sup>. Wenn der Sohn in den folgenden Jahren in den Sommerferien nachhause kam, ausgestattet mit Preisen und besten Zeugnissen, war der Schuster recht stolz auf seinen Jüngsten. Wie sich dieser Stolz, aber auch die Frömmigkeit des Vaters äußerten, berichtet recht anschaulich Melchior von Diepenbrock, dem es Sailer als alter Mann so erzählt hat: „Mein Vater hatte mich so lieb, daß er mich gewöhnlich auf seinen Gängen mit sich nahm, so zum Beispiel wenn er nach Schrobenhausen ging, Leder zu kaufen. Der erste Gang war dann immer in die Franziskanerkirche. Der fromme Mann trat jedesmal mit inniger Sammlung hinein, ohne sich irgend umzusehen, kniete in dem Gang der Kirche nieder und betete mit ausgestreckten Händen so inbrünstig, daß mir sein Bild noch immer als das eines frommen Beters vorschwebt. Wenn er dann eine Weile gebetet hatte, ging er zum Lederer, sein Geschäft zu machen. Das gekaufte Leder rollte er auf und steckte es an seinen Stock, den er auf die Schulter nahm, mit der rechten Hand führte er mich. Dann ging's ins Wirtshaus, wo er eine Maß Bier trank, während er mir Semmel geben ließ, da mir das Bier nicht sonderlich schmeckte. Er unterhielt sich dann freundlich mit den Gästen, und gewöhnlich mußte ich, wenn ich ein Prämium in die Vakanz mitgebracht hatte, dasselbe mitnehmen und es den Gästen bei solcher Gelegenheit vorzeigen, wobei ich mich so sehr schämte, daß ich nur aus Liebe zum Vater meinen Widerwillen gegen dieses Prunken überwinden konnte. Vergaß er sich manchmal im behaglichen Gespräch oder ließ sich die zweite oder dritte Maß einschenken, was jedoch selten geschah, so hatte ich von der Mutter den geheimen Auftrag, ihn freundlich zur Rückkehr zu mahnen, was er auch immer gütig aufnahm und ungesäumt befolgte“<sup>19</sup>.

Für den Vater und die ganze Familie bestand kein Zweifel, daß der gescheite Hansmichel geistlich würde, am besten Weltpriester auf einer stattlichen Pfarrei. Doch das Vorbild seiner Lehrer und Seelenführer im Jesuitengymnasium hatte in steigendem Maß den jungen Menschen angezogen. Über diesen Entschluß und die Haltung des Vaters dazu hat Sailer Jahrzehnte später dem jungen Diepenbrock eine köstliche Schilderung gegeben: „Als ich in der zweiten Humanitätsklasse war, kam mein Vater einst zu mir, mich zu besuchen. Ich wohnte bei braven Holzhackersleuten in einem kleinen Kämmerlein. Mein Vater teilte mein Bett mit mir,

<sup>17</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 262 f.

<sup>18</sup> Sailer. Schiel I 24.

<sup>19</sup> Schiel I 24.

und es entspann sich zwischen uns beiden folgendes Bettgespräch: Du hast mir gesagt, Hansmichel, daß du nun bald geistlich zu studieren anfängst. — Ja, Vater, und das will ich bei den Jesuiten tun. — Bei den Jesuiten? Willst doch nicht gar ein Jesuit werden? — Ja, Vater, das will ich. — Um Gotteswillen, ein Jesuit! Die Leute sagen ja, daß der Teufel den Jesuiten das Geld ins Haus trägt. — Ach, das sind böser Leute Reden. Die Jesuiten sind halt fromm, verständig, und so vermehren sich ihre Güter; denn Gott segnet sie. — Aber warum denn gerade ein Jesuit? Schau, Hansmichel, du könntest ja einmal Pfarrer werden und dann deinen armen Verwandten viel Gutes tun, oder könntest ja auch in eine Prälatur gehen. — Ach, Vater, wenn ich die Weltgeistlichen betrachte, wenn ich die andern Orden betrachte, so gefällt mir halt doch nichts so sehr wie die Jesuiten. Da hört und sieht man nichts Böses, lauter Gutes; sie studieren so fleißig, predigen so eifrig, halten so schönen Gottesdienst und Schule — kurz, meine ganze Freude ist, ein Jesuit zu werden, und ich bin gewiß, daß Gott es von mir haben will. — Nun, wenn es so ist, so werde halt in Gottes Namen ein Jesuit“<sup>20</sup>.

Bald nach diesem Zwiegespräch ist Sailers Vater gestorben, am 22. Dezember 1769. Die Mutter war ihm schon am 16. Oktober 1765 im Tod vorausgegangen<sup>21</sup>. Auf dem Friedhof an der Kirche zu Aresing fanden sie nach der Arbeit, Armut und Mühsal des Lebens, gehalten und getragen von unerschütterlichem Gottvertrauen, ihre letzte Ruhestätte auf dieser Welt. Die heutige Pfarrkirche zu Aresing ist freilich nicht mehr das Gotteshaus der Sailerzeit. 1859/60 wurde die Kirche neu errichtet. Kardinal Diepenbrock hatte als Fürstbischof von Breslau dazu 1300 Gulden vermacht, und andere Sailerfreunde im bayerischen Klerus stifteten weitere 2137 Gulden zu dem Bau<sup>22</sup>.

### *Geistliche Lehrjahre in Landsberg und Ingolstadt*

Die religiöse Erfahrung von Kindheit an, die tiefe Frömmigkeit der Eltern und das geistliche Vorbild der Jesuiten am Gymnasium in München brachten die ursprüngliche religiöse Anlage des jungen Sailer zur schönsten Entfaltung. Was Sailer in späteren Jahren „lebendiges Christentum“ nennt, war ihm selber lebendig erlebte Wirklichkeit von frühester Jugend an. Hier liegen auch die Wurzeln seiner Hinwendung zum geistlichen Stand, zum Priestertum der Kirche. Das „Geistlichwerden“ bot sich gewiß in dieser Zeit für einen religiös gesinnten, begabten jungen Menschen fast von selber an. Aber gedrängt hat den Neunzehnjährigen niemand. Herz und Geist und Verstand des jungen Menschen wuchsen in der Gnade Gottes hinein in den besonderen geistlichen Dienst. Es gibt in Sailers Leben wohl schwere Einbrüche von außen, die einen Schwächeren aus der Lebensbahn hätten werfen können, nicht aber gibt es den inneren Bruch. Wenn man das lange Leben Sailers überschaut, wird eines ganz gewiß: Er wußte sich in frohen und schweren Stunden untrüglich sicher durch die göttliche Vorsehung geleitet, in der Gnade Gottes geborgen. „In Gott selig sein“, die „innige Gottseligkeit“ wurde die Mitte seines religiösen Lebens, seines ganzen Lebens<sup>23</sup>. Geistliches Vorbild und geistliche Führung

<sup>20</sup> Schiel I 31.

<sup>21</sup> Schiel I 16.

<sup>22</sup> A. Steichele, Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben, II, Augsburg 1864, 159—166. — Schiel I 17.

<sup>23</sup> I. Weilner, Gottselige Innigkeit. Die Grundhaltung der religiösen Seele nach Johann Michael Sailer, Regensburg 1949. — Ders., Johann Michael Sailer. Christliche Innerlichkeit,

der Jesuiten in München, später in Landsberg und Ingolstadt, haben die natürliche religiöse Anlage gewiß gefördert. Aber letztlich erscheinen alle Einflüsse von außen her bei Sailer, auch in der religiösen Erziehung und Seelenführung, nur als Hilfen für einen Menschen, den Gott selber leitet und trägt, der sich mit allem gläubigen Vertrauen dieser Führung übergibt, der gleichsam nach einem inneren, religiösen Lebensgesetz seinen Weg geht. Daran konnten auch Ängste und Gewissensnöte nichts ändern, die den jungen Menschen in München und auch am Beginn der Ingolstädter Studienjahre zeitweilig quälten. Der drückendste Zweifel, der ihn nach eigenem Zeugnis vom 18. bis zum 22. Lebensjahr beunruhigte, war dieser: „Du glaubst an Christus, weil seine Apostel ihn als Sohn Gottes und Erlöser der Welt überall verkündet haben, — wie aber, wenn die Apostel, selbst getäuscht, wieder getäuscht hätten?“ Ein alter, weiser Jesuit, der lange Jahre in der amerikanischen Mission gewirkt hatte, brachte dem ringenden jungen Menschen Trost und Hilfe<sup>24</sup>.

Am 14. September 1770 trat Sailer in das Noviziat bei den Jesuiten in Landsberg am Lech ein<sup>25</sup>. Er gehörte der Gesellschaft Jesu bis zu ihrer päpstlichen Aufhebung 1773 an. Die strenge Schule des zweijährigen Noviziates hat den jungen Menschen gewiß mitgeprägt und in seiner lebenslangen Selbstbeherrschung, seinem klugen, umsichtigen Urteil und auch in seiner innigen Frömmigkeit ihre Spuren hinterlassen. Zeitlebens sprach Sailer dankbar von diesem „Noviziat der Gottseligkeit“<sup>26</sup>. An einen seiner Freunde schrieb er in späteren Jahren: „Ich habe im Noviziate zu Landsberg ein fast paradiesisches Leben gelebt. Betrachtung des Ewigen, Liebe des Göttlichen und eine Andacht, die sich in diesem Doppelemente bewegte, dies wahrhaft höhere Leben des Geistes war der Gewinn dieser Jahre“<sup>27</sup>. Der Tageslauf der Novizen war in genauester Ordnung gefüllt. Um vier Uhr früh wurde geweckt und um neun Uhr abends mußten alle Lichter gelöscht sein, auch in den Zimmern der Patres. Einer der Mitnovizen Sailers, Anton Daetzl, später Professor der Forstwissenschaften, hat als alter Mann recht anschaulich die Zeit dieser Einübung in den Geist des heiligen Ignatius von Loyola geschildert, auch mit der gebotenen kritischen Distanz: „Die Verrichtungen in wie außer dem Noviziat geschahen wie auf den Takt nach dem Glockenschlag. Mit diesem endete die eine Verrichtung und fing nach einer Pause die andere wieder an. Diese Befolgung des Taktes sollte nicht nur die Ordnung herstellen und erhalten, die im gemeinschaftlichen Leben nötig ist, sondern auch die Novizen gewöhnen, einst alle ihre Handlungen im Geiste des Gehorsams und der Selbstverleugnung zu verrichten und sie dadurch zur Ausübung der charakteristischen Tugend des Ordens, des Gehorsams, für ihre Lebenszeit zu befähigen. Den Geist der Jünglinge stets zu beschäftigen, ohne ihn zu ermüden, folgten die Verrichtungen des Tages: Meditieren, mündlich Beten, geistlich Lesen, geistliche Vorträge hören, Handarbeiten, Verrichtungen mannigfaltig geordnet in kurzen Zeiträumen aufeinander; denn keine dauerte länger als eine Glockenstunde.“ Die Novizen wurden auf der Grundlage des kleinen Katechismus des Petrus Canisius bereits im katechetischen Unterricht der Glaubenslehre unterwiesen. An Sonntagnachmittagen bekamen sie Gelegenheit zur praktischen Einübung. Wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war, wurden sie zwei

in: Große Gestalten christlicher Spiritualität, hrsg. v. J. Sudbrack u. J. Walsh, Würzburg 1969, 322—343.

<sup>24</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 265. Dazu seine Aussagen Schiel I 27, 46—48.

<sup>25</sup> Sailers Mit-Novize Anton Daetzl. Schiel I 35.

<sup>26</sup> SW 39, 382 f.

<sup>27</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 266.

bis drei Stunden weit zum Katechismusunterricht in die umliegenden Dörfer geschickt. Der Katechet hielt in der Kirche ordentliche Christenlehre, während sein Gehilfe in der Sakristei die kleinen Kinder unterwies. „Vor der Katechese wurde das Evangelium des Tages kurz ausgelegt; nach derselben aber und im hohen Sommer ging der Katechet mit den Erwachsenen und Kindern unter Abbetung des Rosenkranzes auf das Feld, hielt da eine kurze Anrede über die Verehrung der seligsten Mutter Gottes und nahm dann Abschied von denen, die ihn begleitet hatten.“ An den Donnerstagen wurden die Novizen nach dem alten Brauch der Jesuitenkollegien vor- und nachmittags, je drei und drei miteinander, auf Wanderschaft geschickt, „einen großen runden Hut auf dem Kopf und einen schwarzen Stecken in der Hand“, natürlich im langen schwarzen Gewand des Ordens<sup>28</sup>. Noch trug das alte Bayern in Stadt und Land das „geistliche Gesicht“, das besonders den protestantischen Besuchern aus Niederdeutschland auffiel. Aber in den aufgeklärten Reformen des Kurfürsten Max III. Joseph und der zeitgenössischen Fürstbischöfe klopfte bereits eine neue Zeit unüberhörbar an die Tür.

Nach Abschluß des zweijährigen Noviziates in Landsberg schickten die Oberen Sailer im September 1772 an die Universität Ingolstadt, damals die einzige Universität im Kurfürstentum Bayern, ausgestattet mit den herkömmlichen vier Fakultäten: Theologie, Rechtswissenschaften, Medizin und Philosophie. An der Universität besaßen die Jesuiten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die Gunst der Landesherren eine starke Position, die erst in den aufgeklärten Reformen der letzten Jahre ein wenig geschmälert worden war. Der Orden besetzte seit langem drei der fünf Lehrstühle in der theologischen und alle Lehrstühle der philosophischen Fakultät. Die Jesuiten besaßen in Ingolstadt ein wohlausgestattetes Kolleg, unterhielten ein gut besuchtes Gymnasium und hatten auch die Leitung des Albertinums inne, des Seminars für künftige Weltpriester in Bayern<sup>29</sup>.

Mit dem Wintersemester 1772/73 begann Sailer das viersemestrige Studium der Philosophie, hörte auch Physik und Mathematik und beschloß diese Ausbildung mit dem Sommersemester 1774<sup>30</sup>. Am 7. August dieses Jahres erwarb er sich unter dem Professor Matthias Gabler den philosophischen Doktorgrad<sup>31</sup>. An die philosophischen Studien schloß sich ein sechssemestriges Studium der Theologie an, das Sailer mit dem Sommersemester 1777 abschloß. Unter seinen Lehrern nennt Sailer im philosophischen und naturwissenschaftlichen Studium die Jesuitenprofessoren Joseph Kraus, Matthias Gabler, mit den ihn bald herzliche Freundschaft verband, und Johann Helfenzrieder. In der Theologie wurden seine wichtigsten Lehrer der Zisterzienser Balduin Wurzer vom Kloster Aldersbach (Moraltheologie und Kirchengeschichte), der Benediktiner Hermann Schollner aus dem Kloster Niederaltaich (Dogmatik), vor allen anderen aber der Jesuit und Exjesuit Benedikt Statter (Dogmatik)<sup>32</sup>.

<sup>28</sup> Anton Daetzel. Schiel I 37—42.

<sup>29</sup> G. Schwaiger, Die Theologische Fakultät der Universität Ingolstadt (1472—1800), in: Die Ludwig-Maximilians-Universität in ihren Fakultäten, hrsg. v. L. Boehm u. J. Spörl, I, Berlin 1972, 13—126. — Ders., Größe und Grenze der Theologie. Aufgezeigt an 500 Jahren Geschichte einer theologischen Fakultät, in: Ingolstadt-Landshut-München. Der Weg einer Universität, hrsg. v. B. Hubensteiner, Regensburg 1973, 51—78.

<sup>30</sup> Schiel I 45 f.

<sup>31</sup> Titel der phil. Dissertation: Wie man einen Weyer von seinem Geröhr ohne Ableitung des Wassers reinigen kann? Ein Oekonomischer Versuch, Ingolstadt 1774. Schiel I 50 f., II 641.

<sup>32</sup> Sailer, Biographie 1819. SW 39, 266. — Schiel I 48—52. — F. Scholz, Benedikt Statter

Als die päpstliche Aufhebung des Jesuitenordens am 4. Oktober 1773 in Ingolstadt publiziert wurde, stand Sailer am Beginn des dritten Semesters des Philosophiestudiums. Er gehörte der Gesellschaft Jesu also nur drei Jahre an, die zur Vorbereitungszeit zu rechnen sind. Die endgültige Aufnahme in den Orden hatte noch nicht stattgefunden. Sailer verblieb als kurfürstlicher Alumnus im Albertinischen Kolleg. In seinem letzten theologischen Semester wurde er vom Kurfürsten Max Joseph hier zum Repetitor der Philosophie und Theologie ernannt. Als er mit dem 24. August 1777 aus der Zahl der Alumnus ausschied, behielt er als Repetitor weiterhin Kost und Wohnung im Albertinum<sup>33</sup>. Aber die äußeren Verhältnisse des Studenten gestalteten sich wohl noch drückender als in den Münchener Gymnasialjahren. Die Eltern waren verstorben, ein helfender Münzwardein nicht mehr zur Stelle, und der junge Mann stand nun mitten in den zwanziger Jahren. Einfache Kost und Wohnung bot zwar das Albertinum, aber wie bettelarm Sailer in diesen Jahren gewesen ist, deutet seine spätere Erzählung über den Besuch seiner innig geliebten Schwester Marianne an: „Einmal, als sie mich in Ingolstadt besuchte und ich ihr ein Zwölfkreuzerstück (meinen ganzen Reichtum) aufdringen und sie es nicht annehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte den Prozeß verloren geben“<sup>34</sup>. In den Ingolstädter Studienjahren empfing Sailer in der Ordnung der Zeit die Niederen und die Höheren Weihen<sup>35</sup>, am 23. September 1775 durch den Augsburger Weihbischof Franz Xaver Freiherrn Adelmann von Adelmansfelden die Priesterweihe im Westchor des Domes zu Augsburg<sup>36</sup>. Von seinem Heimatort Aresing her war Sailer nun Weltpriester des Bistums Augsburg. Schon diese Namen und Umstände weisen darauf hin, daß sich in Sailers Studienjahren schwerwiegende Veränderungen vollzogen, die tief in das Leben des jungen Mannes eingriffen: die Aufhebung der

ler (1728—1797), in: *Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert*, hrsg. v. H. Fries u. G. Schwaiger, I, München 1975, 11—34.

<sup>33</sup> Sailer, *Biographie* 1819. SW 39, 267. — Schiel I 56—67. — Schwaiger, *Die Theologische Fakultät der Universität Ingolstadt* (s. Anm. 29) 110—115.

<sup>34</sup> SW 12, 465.

<sup>35</sup> Schiel I 43, 50—52.

<sup>36</sup> Sailer schreibt in seiner *Biographie* 1819 nur: „Im September 1775 ward er zum Priester geweiht und setzte sein Studium fort.“ SW 39, 266. Über seine Primiz ist nichts bekannt. Das Weihedatum erscheint richtig in den gedruckten Diözesan-Schematismen der Sailerzeit, der Ort ist nicht genannt. Seit der *Sailerbiographie* von Georg Aichinger (Johann Michael Sailer, Bischof von Regensburg. Ein biographischer Versuch, Freiburg i. B. 1865, S. 32) wird überall geschrieben, auch von Schiel I 42, 52, daß Sailer im Dom zu Eichstätt (Ingolstadt liegt im Bistum Eichstätt) die Priesterweihe erhalten hätte. Josef Rußwurm (*Der Informativprozeß Sailers*. Aus den Akten der römischen Consistorialkongregation erstmals vollständig veröffentlicht, in: *Klerusblatt* 20, 1939, 381—384, 414—417, 430—433, hier 431) nennt aus dem amtlichen Weihezeugnis von 1775 den richtigen Ort: Der Augsburger Weihbischof Franz Xaver Freiherr Adelmann von Adelmansfelden habe am Samstag Angariae S. Michaelis (Herbst-Quatember), den 23. September 1775, den Exjesuiten Michael Sailer im Westchor der Augsburger Domkirche zum Priester geweiht. Der entsprechende Eintrag findet sich in der *Weihematrikel* des Bistums Augsburg, Band für die Jahre 1772—1788 (Bischöfl. Ordinariatsarchiv Augsburg), zum Jahr 1775, 3: „Ordinatio tam clericorum saecularium quam religiosorum habita in choro occidentali Ecclesiae Cathedralis Augustanae die vigesima tertia mensis Septembris sabbatho angariae S. Michaelis anno 1775 a Rev. mo DD. Suffraganeo L. B. Adelmann de Adelmansfelden . . . Ad s. presbyteratum admissi sunt: . . . Michael Sailer Aresinganus Exjes[uita].“

Gesellschaft Jesu und einschneidende Reformen an der Universität im Geist der mächtig vordringenden Aufklärung.

*Aufklärung in Bayern und Aufhebung des Jesuitenordens*<sup>37</sup>

Das Christentum war von seinen Anfängen an nicht nur Idee gewesen und geblieben. Es war zu einer ausgeprägten geschichtlichen Gestalt und zu einer geschichtlichen Großmacht geworden: in der Kirche. Geschichtliche Macht wird aber nicht nur als Segen empfunden, sondern auch als Last. Deshalb kennt die Geistesgeschichte, ebenso wie die politische und soziale Geschichte, die Tatsache der Entlastung oder des Entlastungsversuches: Man versucht sich der Herrschaft dieser Macht zu entziehen, sich davon zu befreien. Solches vollzieht sich von Zeit zu Zeit, nicht ohne Sturm und Drang, in der Regel revolutionär. In der abendländischen Welt wurde die seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert von England und den Niederlanden her vordringende Aufklärung der größte geistige Befreiungs- und Entlastungsversuch der uns bekannten Geschichte. Die Aufklärung stellte in den Mittelpunkt aller Bemühungen den Menschen, und zwar den Menschen als Vernunftwesen, der sich selbst nach eigener Einsicht bestimmt und sein Leben und das Leben der Gemeinschaft gestaltet. Dabei verlangten die Menschen jetzt vor allem nach Klarheit und Nützlichkeit im alltäglichen Leben. Der fortschreitende Autoritätsverlust des Christentums hing wesentlich zusammen mit den Kirchenspaltungen des 16. Jahrhunderts, den verheerenden Glaubensstreitigkeiten und den vielfachen Religionskriegen im europäischen 16. und 17. Jahrhundert. Die Spaltungen erwiesen sich als unüberbrückbar. In dieser Zeit mußte das Papsttum trotz seiner inneren Festigung in der nachtridentinischen Zeit den weiteren Rückgang seines politischen und kirchlichen Einflusses hinnehmen. Harte Auseinandersetzungen galt es zu bestehen mit dem Anspruch auch der katholischen Fürsten und Staaten, die eine entscheidende Zuständigkeit für alle Lebensbereiche, auch die kirchlichen, in Anspruch nahmen. Die Aufklärung war in den verschiedenen Ländern und Köpfen verschieden ausgeprägt. Während sie in Frankreich vielfach scharf kirchenkritische und kirchenfeindliche Züge annahm, behielt sie in England und Deutschland zunächst ein im allgemeinen maßvolles Gepräge.

In den katholischen deutschen Staaten kamen die Gedanken der Aufklärung erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stärker zum Durchbruch. Überall zeigte sich jetzt das lebhafteste Bemühen, das kulturelle Leben und den Bildungsstand aller Schichten zu heben, namentlich durch Verbesserung des Schulwesens und der gesamten Volksunterweisung, Reorganisierung des Bildungswesens von der Volksschule bis zur Universität hinauf wurde in weltlichen und geistlichen Staaten des Heiligen Römischen Reiches mit größtem Ernst und nicht selten mit wahrer Leidenschaft betrieben. Die Aufklärung, so unterschiedlich sie in den verschiedenen Köpfen und in der Verwirklichung ihrer Gedanken sein mochte, hatte sich eben ganz bewußt dem Menschen zugewandt. Und unmerklich veränderte sich im fortschreitenden 18. Jahrhundert das Welt- und Lebensgefühl — von den oberen Rängen der Gesellschaft in die mittleren und auch schon unteren Ränge des Sozialgefüges. Statt der unermeßlichen illusionistischen Weiten verlangten die Menschen jetzt nach

<sup>37</sup> Zu diesem Abschnitt allgemein (mit Quellen u. Lit.): G. Schwaiger, Die Theologische Fakultät der Universität Ingolstadt (s. Anm. 29) 95—126. — Ders., Die kirchlich-religiöse Entwicklung in Bayern zwischen Aufklärung und katholischer Erneuerung (s. Anm. 14).

überschaubaren Ordnungen, statt gefühlsselligen Überschwanges nach rationaler Klarheit und Nüchternheit, statt himmlisch-irdischen Prunkes nach Hilfe und Nützlichkeit im Diesseits, im menschlichen Alltag. Den Menschen des aufgeklärten Zeitalters waren die barocken Festgewänder zu schwer und faltenreich geworden. Das mystische Himmelslicht des Barocks wurde im Zeitalter der Kritik fortschreitend durch das Licht der Natur und der Vernunft ersetzt. Der sich seiner selbst bewußt gewordene Mensch setzt den Hebel der Vernunft überall und allerorten an, an die Gegenstände des Erfahrungswissens dieser Welt, aber auch an die Welt des Glaubens. In diesem unerbittlichen Zugriff nahmen die Naturwissenschaften einen gewaltigen Aufschwung, wurde aber so manches überkommene Beweisstück des überlieferten Glaubens schwer erschüttert. Die Bewältigung des spannungsgeladenen Problems „Glauben und Wissen“ erwies sich als wichtigste Aufgabe der neuzeitlichen Theologie. Dies wurde mit jedem Jahrzehnt des 17. und noch mehr des 18. Jahrhunderts deutlich. Spannungen waren hier gewiß unvermeidlich. Echte Widersprüche aber konnte es für den gläubigen Christen letztlich nicht geben, wenn nicht einer der beiden Partner, der Zeuge des Glaubens oder der Anwalt des Wissens, die Grenze seiner Aussagemöglichkeiten überschritt. Aus dem Denken der Aufklärung erhob sich schließlich das gewaltige Pathos individueller Freiheit, das seit über zweihundert Jahren Europa und die Welt in immer neuen Ansätzen bewegt — im Ansatzpunkt ein Zeugnis der christlichen Überlieferung des Abendlandes.

Im Kurfürstentum Bayern hatte sich nach dem schwächlichen Regiment und dem glanzlosen Kaisertum Karl Albrechts (1726—1745) Kurfürst Max III. Joseph (1745—1777) gleich am Beginn seiner Regierung zur fortschrittlichen Kulturpolitik bekannt, als er den gefeierten Aufklärungsphilosophen Christian Wolff und dessen Schüler Johann Adam Ickstatt in den Reichsfreiherrenstand erhob. Das Gedanken- gut einer maßvollen Aufklärung war in bayerischen Stiften und Klöstern schon im frühen 18. Jahrhundert da und dort sichtbar geworden. Jetzt durchdrang es allmählich das gesamte staatliche, kulturelle und religiöse Leben und wies der inneren Entwicklung den Weg. Starke Förderung erhielt die neue Richtung in München im Kreis der 1759 gegründeten Akademie der Wissenschaften. Ihr war eine von gelehrten Ordensleuten getragene Akademiebewegung lange vorausgegangen; die Benediktiner Bernhard Pez, Anselm Desing, Oliver Legipont und Frobenius Forster, dann der Augustinerchorherr Eusebius Amort aus Polling waren hier die führenden Köpfe.

Die treibenden Kräfte der aufgeklärten Bestrebungen des kurfürstlichen Hofes waren der Staatsrechtler Johann Adam von Ickstatt und der Geistliche-Rats-Direktor Peter von Osterwald. Immer entschiedener wurde eine Gesetzgebung wachsender Staatskirchenhoheit ausgebaut. Der Widerstand des Salzburger Kongresses der Bischöfe (1770—1777) wirkte mäßigend auf überstürzte Reformen des Staates in den kirchlichen Bereich hinein. Dank der realpolitischen Veranlagung des Kurfürsten Max III. Joseph, den das Volk nicht zu Unrecht den Vielgeliebten nannte, wurde manche Gefahr doktrinäer Aufklärerei in Bayern vermieden. Die großen alten Orden, vor allem Benediktiner und Augustinerchorherren, wurden den Erfordernissen der Zeit im allgemeinen besser gerecht als die Jesuiten. Gerade der starke Anteil einzelner Bischöfe und mehr noch der Prälatenklöster ließ in Bayern im fortschreitenden 18. Jahrhundert eine katholische Aufklärung maßvollen Gepräges wachsen, die zu schönen Hoffnungen für Staat und Kirche berechtigte. Nur ganz vereinzelt wurden radikale Töne angeschlagen. So kam es in Bayern zunächst

auch nicht zu solch überstürzten, das religiöse Empfinden des Volkes verletzenden Maßnahmen wie in den angrenzenden österreichischen Ländern, namentlich im Jahrzehnt der Alleinherrschaft Kaiser Josephs II. (1780—1790). Der Kurs der neuen Kirchenpolitik blieb aber für die weitere Entwicklung bestimmend.

In der großen geistigen Auseinandersetzung des 18. Jahrhunderts steht auch der politische und geistige Kampf um die Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten stellten der Universität Ingolstadt auch in den letzten hundert Jahren ihrer Wirksamkeit noch eine ganze Reihe hochqualifizierter Lehrer. Die lange Vorgeschichte der Aufhebung des Jesuitenordens kann hier nicht dargestellt werden. Unter dem harten politischen Druck der Bourbonenhöfe ließ sich Papst Clemens XIV. schließlich bewegen, die Gesellschaft Jesu am 21. Juli 1773 aufzuheben. Der Papst war nach langem Ringen zur Überzeugung gekommen, daß dem Orden ein gedeihliches Wirken nicht mehr möglich sei. Im Sinne des staatskirchenrechtlichen Territorialismus der Zeit, wonach kirchliche Jurisdiktionsgebiete möglichst mit den staatlichen Grenzen übereinstimmen sollten, hatte Kurfürst Max III. Joseph bereits 1769 die Errichtung einer eigenen „Bayerischen Jesuitenprovinz“ verordnet. Unter seinen Beratern zeigte sich vor allem Peter von Osterwald den Jesuiten feindselig. Dennoch wurde die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in Bayern nur zögernd und durchaus rücksichtsvoll durchgeführt. Die neue bayerische Provinz des Ordens bestand damals aus zwölf Niederlassungen, darunter die neun Kollegien in München, Ingolstadt, Burghausen, Landsberg, Landshut, Mindelheim, Regensburg (fürstbischöflich), Straubing und Amberg mit 546 Mitgliedern, von denen 229 Priester waren. Die ganze bayerische Provinz zählte damals 238 Patres, 149 Laienbrüder und über hundert Novizen, unter ihnen auch Sailer. Das Gesamtvermögen des Ordens in Bayern wurde auf 7 382 000 Gulden geschätzt. Kurfürst Max Joseph bestimmte das Jesuitenvermögen für Schulwesen und öffentliche Wohlfahrt. Erst sein Nachfolger, der pfalz-bayerische Kurfürst Karl Theodor (1777—1799), entfremdete dieses Vermögen zur Dotation einer „bayerischen Zunge“ des Malteserordens (1781), obwohl alle Welt wußte, daß diese Zunge nicht einem religiösen Bedürfnis entsprang, sondern vornehmlich zur Ausstattung der illegitimen Nachkommenschaft des Kurfürsten und zur Versorgung des Hofadels diente.

Die Publikation der Aufhebung des Jesuitenordens wurde in Ingolstadt von Seiten der kurfürstlichen Regierung mit aller Umsicht vorbereitet. Der gesamte Vermögensstand der Jesuiten wurde sorgfältig erhoben, doch in schonendster Form. Am 30. September 1773 gab der Kurfürst Weisung, daß das päpstliche Aufhebungs-breve nur unter Vorbehalt der Vermögensfrage publiziert werden dürfe. Alle Exjesuiten, wie man die bisherigen Ordensmitglieder nunmehr nannte, seien sofort auf den schuldigen Gehorsam dem Landesherrn gegenüber zu vereidigen. Jeder solle gefragt werden, wozu er sich für verwendbar halte. Außerdem sollte jeder Jesuit eine schwarze Kleidung und einstweilen 50 Gulden Bargeld bekommen, auswärtige Fratres für jeden Tag 5 Gulden Reisegeld; auswärtige Scholaren seien mit 4 Gulden täglichem Reisegeld baldigst in die Heimat zu schicken. Der kurfürstliche Statthalter wurde angewiesen, dafür zu sorgen, daß bei der Bekanntgabe des päpstlichen Schreibens keine Pöbel-Exzesse ausbrächen. Über die Aufhebung des Ordens sollte weder öffentlich geredet noch geschrieben werden. Auf jederlei Beschimpfungen der Exjesuiten stand strengste Strafdrohung.

Nach diesen Sicherheitsvorkehrungen wurde die päpstliche Aufhebung am 4. Oktober 1773 in Ingolstadt verkündet. Ein Beauftragter des Fürstbischofs von Eichstätt und zwei kurfürstliche Kommissäre, Baron Ickstatt und Professor Prugger,

waren dabei anwesend. Rektor der Universität und zugleich Dekan der theologischen Fakultät war in diesem Jahr der Welpriester Karl von Leutner, Professor der Heiligen Schrift und zugleich Pfarrer bei St. Moritz in Ingolstadt. Daß den Jesuiten größtmögliches Entgegenkommen bewiesen wurde, geht auch daraus hervor, daß sie am 7. und 19. Oktober 1773 noch zwei Massenspromotionen ihrer Leute in der theologischen Fakultät durchführen konnten.

Die päpstliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu leitete in Ingolstadt wie an den meisten katholischen Universitäten des Reiches eine neue Reformperiode ein. Das große Vorbild boten die Theresianischen Studienreformen in den Habsburger Landen, durchgeführt in der langen Herrschaft der Kaiserin Maria Theresia (1740—1780). Die theologische und die philosophische Fakultät wurden davon am stärksten berührt. Jetzt kam der tiefgreifende Wandel im System der Wissenschaften deutlicher zum Ausdruck. In der Theologie lautet die Alternative: alte „scholastische“ oder neue positive, das heißt auf kritisch geprüfte Offenbarung und ihre nicht minder kritisch untersuchte Überlieferung gegründete Lehrweise, alte „metaphysische“ oder neue „kritische“ Methode. Gotthold Ephraim Lessing, einer der kritischsten Zeitgenossen dieses Jahrhunderts, hat die unablässig bohrende Leidenschaft der Aufklärung einmal in dem Gleichnis ausgedrückt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! — Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“<sup>38</sup>

In der Neuordnung der Jahre 1773/74, mitten in den Ingolstädter Studienjahren Sailers, erhielt die theologische Fakultät ihr bis heute tragendes Gefüge. Jetzt kamen die neuen Fächer der Kirchengeschichte, der Pastoraltheologie, der Homiletik zu den alten Disziplinen der Dogmatik und Moraltheologie, der biblischen Exegese und der Kontroverstheologie. Aber man bemühte sich, auch diese alten Fächer mit neuem Geist zu erfüllen. Im Grunde begannen erst mit den Studienreformen der siebziger und achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Theologie und eine theologische Ausbildung künftiger Priester auf wissenschaftlicher Grundlage im heutigen Sinn. Die letzten drei Jahrzehnte der Universität in Ingolstadt, vor der Verlegung nach Landshut, waren überschattet vom Kampf zwischen aufgeklärter Reform und den zäh verteidigten alten Strukturen. Nur gegen den härtesten Widerstand des Dogmatikers Benedikt Stattler konnte zum Beispiel die philosophische Fakultät 1781/82 die deutsche Sprache in den philosophischen Vorlesungen einführen. Im selben Jahr aber setzte Immanuel Kant<sup>39</sup> mit seiner „Kritik der reinen Vernunft“ nicht nur der zeitgenössischen Schulphilosophie, sondern auch der auf dieser Metaphysik gebauten Theologie ein Menetekel, das kein Kundiger mehr übersehen konnte. Es zeigte sich, daß die von der Schulphilosophie und -theologie im 18. Jahrhundert angebotenen Brücken zwischen Glauben und Wissen entweder bereits eingestürzt waren oder keinem Wanderer mehr sicher schienen, der das andere Ufer suchte. Die Fundamente der Theologie mußten überprüft und neu gelegt werden, um den notwendig gewordenen Neubau der Theologie zu tragen. Die entscheidende Mitwirkung an dieser Grundlegung, in engster Verbindung mit neuerwecktem religiösem Leben, sollte zur wichtigsten Lebensaufgabe Sailers werden.

<sup>38</sup> Lessings Werke, hrsg. v. F. Bornmüller, V, Leipzig-Wien (o. J.), 679.

<sup>39</sup> O. Höffe, Immanuel Kant (1724—1804), in: *Klassiker der Philosophie*, hrsg. v. O. Höffe, II, München 1981, 7—39, 453—459.